

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 26 (1923-1924)
Heft: 13

Artikel: Tod und Freundschaft im Werke Jean Pauls
Autor: Meier, Walther
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-748418>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aber nicht nur der Erfolg. Die Klarheit der Sinne. Hat Nietzsche etwa weniger in die Seelen hineingeleuchtet, weniger als Prophet dem neuen seelendurchwühlenden Menschheitsgeist den Weg gebahnt, als der Dunkelmann Bachofen? Das Gegenteil ist die Wahrheit. Je mehr ein neuer Geist sich jetzt erfüllt, um so staunender stehen wir vor jenem, der ein halbes Jahrhundert zuvor ihn schon in sich getragen; von Bachofen aber leiten sich nur ein paar seltsame Käuze ab, jene Märtyrer der Satyriasis, Weininger und andere Anbeter des asiatischen Weibes, lustvolle Gucker durch die chinesische Mauer oder dann, mit dem mir nicht Geheuern ihres Wesens, jene modernen Erotophilen. Sollte nicht ihnen der Gewissenhafte des Zarathustra — im Kapitel: Von der Wissenschaft! — zurufen:

« Ihr sitzt noch alle mit lüsternen Augen da. — Ihr freien Seelen, wohin ist eure Freiheit? Fast, dünkt's mich, gleicht ihr solchen, die lange schlimmen tanzenden nackten Mädchen zusahen: eure Seelen tanzen selber! »

ZÜRICH

ERNST HOWALD



TOD UND FREUNDSCHAFT IM WERKE JEAN PAULS¹⁾

Freundschaft und Freundesliebe — diesen Bereich der Seele hat kein deutscher Dichter je so in allen Wundern der Sprachgestaltung offenbart wie Jean Paul. Freundschaft ist das Herz seiner ganzen dichterischen Gestaltenwelt. Das seelentiefste „Du“, das die hohen Menschen in allen seinen Dichtungen zu finden vermögen, ist, außer dem göttlichen, das freundschaftliche. Im Zentrum des Schicksalsraumes aller seiner Romane steht eine jünglingshafte Sternenfreundschaft. Er hatte zuerst das stereotype Bild der klassischen Jünglingsfreundschaft ausgelöscht und an dessen Stelle eine Reihe von lebensvollen Jünglingspaaren gestellt, in denen die Problematik und differenzierte Empfindungsweise des unendlich vielfältig gebrochenen und komplizierten Lebensgefühls seines philosophischen Jahrhunderts sich aussprach. Eine Welt trennt die

¹⁾ Aus einem Jean Paul-Buch, welches im Verlag Seldwyla Zürich erscheinen wird.

lärmenden Freundschaftsschwelgereien der Dichter des Göttinger Hains und die Geniebrüderschaften der Stürmer und Dränger von dem magischen Freundschaftsideal, das über den Seelenbünden der Jean Paulschen Jünglinge schwebt und geboren wurde aus dem deutschen Traum der idealischen Jünglingsseele, des „reinen Tors“. Vor Jean Pauls ewig jüngerhaftem Geiste hatte die Freundschaft „Stufen, die am Thron Gottes durch alle Geister hinaufsteigen, bis zum Unendlichen“; während die Liebe ihm unersättlich erschien und immer dieselbe. All den Freundschaften, welche er in die Mitte seiner großen Romanschöpfungen gestellt hat, — der empfindseligen zwischen Viktor und Flamin, dem männlichen, verhalten zärtlichen Herzensbund Leibgebers und Siebenkäs', der phantastisch feurigen Liebe Albanos für Roquairol, sowie der rührend vertrauensseligen Brüderlichkeit Walts und Vults — wohnt im tiefsten ein Hang ins Transzendente inne, ein Überschwellen des Gefühls ins Unbedingte. Wie mannigfaltig gestuft auch die seelischen Wechselwirkungen in diesen Freundschaften erscheinen, wie verschieden auch immer die Temperatur der Herzen, die seelischen Spannungen sind und wie bestimmt auch jede einzelne Gestalt individualisiert ist nach ihrer geistigen Physiognomie, ihrem Alter und ihrem Lebensbereiche, so herrscht dennoch eine tiefe Urverwandtschaft im Wesen des Dualismus, der in jedem Freundespaar verkörpert ist. Immer sind es die zwei gleichen, gegensätzlichen Weltverhaltensweisen, immer dieselben urtümlichen Polaritäten im Verkehr mit den ewigen Weltmächten, die in den mannigfaltigen Charakteren und Schicksalen der in Freundschaft verbundenen Menschen hervortritt. In dem Schlüsselbuch, das Jean Paul zur philosophischen Erschließung seiner künstlerischen Manier geschrieben hat, in der Vorschule der Ästhetik, bekennt er an einer Stelle: „Die bestimmtesten, besten Charaktere eines Dichters sind daher zwei alte, langgepflegte, mit seinem Ich geborene Ideale, die beiden Pole seiner wollenden Natur, die vertiefte und erhabene Seite seiner Menschheit“. Die Beidlebigkeit seiner Natur braucht den doppelten Atemraum einer diesseitigen und jenseitigen Welt. „Das Doppelreich, das große“, das Faust sich erobern muss in gewaltsamem

Hinabstieg zu den Müttern, um ein Geist mit Geistern in Streit zu treten —, dieses Doppelreich war Jean Paul zum leichten Spielplatz von einem lächelnden Geschicke verliehen worden, um es mit Schmetterlingsflügeln des Geistes zu durchsegeln. Sein Leben sind Höllen- und Himmelfahrten, ein gottkindlich spielerisches Entschweben und Sinken in Über- und Unterwelten. Entweder ist sein Geist hingebungsvoll und allsehend entrückt in überirdische Unendlichkeit, und die Erde ist ihm ein Staubkorn, das an der Wimper Gottes hängt, oder aber er ist der irdischen Winzigkeit verbunden und misst mit ihr in verzweifelt humoristischer Weltgebärde die Unendlichkeit aus. Den Ausgleich der entgegengesetzt strebenden Kräfte seiner wollenden Natur immer von neuem zu suchen, das ist sein eigentliches Lebensproblem. In der Gestalt des Viktor im *Hesperus* hat er es in einem menschlich lebendigen Sinnbild zu verkörpern gesucht und dabei eine idealische und im tiefsten wahre Selbstspiegelung seiner eigenen Zwillingsseele gegeben. Ein Extrablättchen im *Hesperus* über die Doppelnatur seines Spiegelbildes lautet: „... Ich denke, es ist nöthig, dass ich wenigstens folgendes dazwischen werfe: ... dass nämlich Viktor zuviel Phantasie, Laune und Besonnenheit besaß, um nicht, wenn diese drei Saiten zugleich erschüttert wurden, lauter Dissonanzen anzugeben, die mehr bei harmonischen Intervallen dieser Kräfte weggeblieben wären... dass er daher mehr *Neigung* zu Schwärmereien und zu Schwärmern hatte, als *Ansatz* dazu... dass seine negativ-elektrische Philosophie mit seinem positiv-elektrischen Enthusiasmus immer um das Gleichgewicht zu kämpfen hatte... und dass aus dem Aufbrausen beider Spiritus nichts wurde als *Humor*... dass er alle Freudennelken auf dem nämlichen Beete haben wollte, obgleich eine die Farbe der andern verfälschte (z. B. Feinheit und Enthusiasmus, Erhebung über die Welt und Ton der Welt)... dass daraus außer der Laune und höchsten *Toleranz* auch ein unbewegliches schweres Gefühl der Nichtigkeit unserer vorüberstreichenden und mit solcher *Kontrarietät* der Farben entworfenen innern Zustände werden musste...“

Dieser beständig nach Gleichgewicht und Harmonie ringende, nieberuhigte Antagonismus seiner tragelaphischen Natur hat in

dem dichterischen Werk Jean Pauls zwiefachen Ausdruck erlangt: einmal in der Lyrik seines Witzes, durch die er immer von neuem die beiden entfernten Welten, in denen die Brennpunkte seines Wesens ruhen, einen flüchtigen Moment lang zusammenbringt und vermählt, — und dann in der Vermählung und untrennbaren seelischen Verbündung seiner hohen Freundesgestalten, welche als symbolische Repräsentanten die „vertiefte und erhabene Seite seiner Menschheit“ im tiefsten miteinander vereinigen. Sein Witz ist das schmerzlich lyrische Erleiden des Kontrastes zwischen seinen beiden Welten, der ihm unausweichbar auf Schritt und Tritt begegnet; in seinen Freundespaaren ist dieses Kontrastgefühl bildnerisch geschaut und geformt und in dauernden Gestalten verdichtet.

Die geistige Zwillingsnatur Jean Pauls, die in seiner frühen Jugend nur in verborgenen Äußerungen und Anzeichen hervortritt, gelangt im Laufe seiner Entwicklung zu immer schärferem und bestimmterem Ausdrucke. In seinen Jugendaufsätzen ist sie bereits spürbar in dem eigentümlichen Schwanken zwischen Gläubigkeit und Skeptizismus, Gedrücktheit und Enthusiasmus, Menschenverachtung und Menschenliebe, Mikrologie und Hang nach Allumfassung. In der schillernden Jagd nach witzigen Gleichnissen in seinen späteren satirischen Jugendschriften trifft man zuweilen bereits auf ein Aufleuchten höheren Humors, als einem unmittelbaren Ausdruck seines zwiefachen Lebensgefühls. Weit bedeutsamer aber als in seinen frühen schriftstellerischen Versuchen traten die beiden Pole seiner wollenden Natur — „der positiv-elektrische seines Enthusiasmus und der negativ-elektrische seiner Philosophie“ — in seinem Leben hervor, und zwar in seinem Freundschaftsleben.

In den beiden Jünglingen, denen er in seiner Jugend zuerst sein freundwertes und freundwilliges Herz in allen Tiefen offenbart hatte, erlebte er die früheste Widerspiegelung seiner beiden mit seinem Ich geborenen Ideale. Aus dem tiefen Gefühl heraus, das ihn an seine beiden ersten Freunde band, wurde sein Ich sich erst eigentlich seiner Zwillingshaftigkeit bewusst; an ihren entgegengesetzten Naturen erst erfuhr er lebendig und urtümlich das zwiefache Streben und Verlangen seiner eigenen. In seiner hohen Freundschaft mit

dem vornehm zarten, hektischen und empfindseligen Adam Lorenz v. Oerthel und dem exzentrischen, kühnen und unglücklich selbstherrlichen Bernhard Hermann hat er die lebendigen Symbole der beiden Urneigungen seiner Seele gefunden. Diese beiden Grundrichtungen aber, in denen sein innerer Lebensstrom schwankend sich bewegte, stehen in einem tiefen Naturzusammenhang mit seiner ursprünglichen seelischen Anlage. Da das Wesentliche und Ureigentümliche derselben dadurch hervortritt, dass seine Seele in sich selber schwingt und kreist und allein zu dem Unendlichen, das sie außer sich fühlt und das sie über alle Wirklichkeit hinweg umarmen möchte, eine tiefe Beziehung findet, so muss daraus naturgemäß ein zwiefaches Welt- und Lebensgefühl erwachsen: ein empfindselig allumarmendes, sobald die Seele aus sich herausschwingt und sehnsüchtig einem unendlichen „Du“, dem Göttlichen und Ewigen hingegeben ist; ein titanisch-satirisches, Ich-herrliches dagegen, wenn die Seele in ihrer Icheinsamkeit verharrt und sich in sich selbst spiegelt, wobei ihr Unendlichkeitsdrang dann nichts anders sein kann als ein übermächtiger Wille nach unbedingter Freiheit des Ich.

Diese seelische Polarität findet ihren ersten bedeutsamen Ausdruck, der nicht bloß in dem unbedingten Reiche seines Denkens, Phantasierens und Träumens, sondern in der beschränkten, vollen Wirklichkeit des Lebens hervortritt, durch die schicksalshafte Wahl der beiden Menschen, denen der junge Jean Paul sich innerlichst verbrüdete. In dem liebenden, tätigen Freundschaftsleben mit Oerthel und Hermann erhielten seine beiden seelischen Urneigungen ein wirkliches Ziel und leibhaften Widerhalt. Schenkend und fordernd entwickelte und entfaltete er im Verkehr mit den Freunden nicht bloß das Doppelwesen seiner inneren Natur immer reicher und weiter, sondern errang sich zugleich eine Art von harmonischem Gleichgewicht. Die Erlebnisse seiner ersten tiefen Freundschaften, durch die er gleichsam aus seinem Ich hinausgedrängt und gezwungen wurde, sich mit einer außerhalb seiner Bücherwelt existierenden, wirklichen und leibhaften zu verbinden und zu vermischen, haben ihn in jene tiefe innere Verknüpfung mit lebendigen menschlichen Schicksalen ge-

bracht, aus der allein eine dichterische Gestalt erwachsen kann. „Nur durch den Menschen tritt der Mensch in das Tageslicht des Lebens ein“; so lautet eine Lieblingsidee des alten Jean Paul.

Aus der Rückschau auf sein Leben und Lieben mit den beiden Jugendfreunden, die nach ihrem frühen Tod ihm in magischem Lichte erschienen und in seinem Geiste zu idealischen Symbolen emporwuchsen, hat er später jene Jünglingsgestalten konzipiert, durch die er seinen eigenen Gehalt zur höchsten dichterischen Verkörperung gebracht hat. In keinem seiner Dichtwerke hat Jean Paul die Freunde seiner Seele porträtiert, sondern aus der Idee ihrer Existenz, mit der er im Tiefsten seines Wesens verbunden war, hat er eine Fülle seiner bedeutendsten Gestalten ursprünglich schöpferisch gebildet.

Oerthel und Hermann, beide hektische Naturen, weisen in ihrem kurzen Jünglingsleben die typischen Schicksalszüge des Sturms und Drangs auf; in beiden pulste das gelöste und schweifende Lebensgefühl jener jünlingsbeherrschten Epoche: In Oerthels sanftem und tränenumflortem Gemüt schwingt die ganze weltflüchtig idealische Siegwart-Empfindsamkeit, in Hermann dagegen glüht der unstäte, naturfreudige und kraftgenialische Wille zur unbedingten Freiheit. Das Leben des einen verzehrte sich sehnsüchtig wie eine dünne, durchsichtige Flamme in teilnehmendem und opferbereitem Dienen; der andere dagegen, weltverachtend kühn und selbstherrlich, versprühte sich auf seiner kurzen Schicksalsbahn, wie das im Fall zerspringende Licht eines Meteors. Mit Adam Lorenz v. Oerthel, dem Sohne eines reichen Kammerrates, Adelige des hl. römischen Reiches, hatte Jean Paul sich schon am Gymnasium in Hof innigst und schwärmerisch verbündet. Die empfindungstrunkenen Neigungen ihrer Freundschaft wurden noch genährt und zum Überschwellen gebracht durch den romantischen Ort, an welchen sie sich ihnen hinzugeben pflegten. Sie trafen sich zu ihren Abendgesprächen in einem Gartenhause, das Oerthel von seinem Vater an einem Arme der Saale überlassen worden war, und das einen weiten Blick über die Vorstadtinseln und den nebelfeuchten Talgrund hin

verstattete. In dem langen Bogengange, der durch den Garten an den Fluss hinführte, wandelte in den sommerlichen Mondnächten der junge Richter, seiner Bücherwelt entfliegen, mit dem Freunde, allem jugendlichen Empfindungszauber hingegen, redend, schwärmend und herantönender Musik nachhangend; oder er überließ zu Hause sich, versammelte Oerthel seine Freunde dort, einem schwelgerischen Phantasieren auf dem Klavier. Zeit seines Lebens hat Jean Paul das Freundschaftsleben seiner Hofer Zeit in ungeschwächter, magischer Jugendbeleuchtung geschaut. Wie tief aber auch die echten Freundesgefühle durchsetzt und angekränkelt waren von der allgemeinen Modeempfinderei der Zeit, mag die folgende Stelle aus dem Abschiedsbriefe zeigen, den er am Tage der Entlassung aus dem Gymnasium an Oerthel gerichtet hatte: „Ach, die wenigen Zeilen haben mir Thränen verursacht, mir — der wenig Freud' hat; denn wo wäre sie? — und der auch diese einigen bald missen mus. Wenn ich vielleicht weg bin: so seh' ich zu Nachts zu deinen Gängen in den Garten hin, wenn sie der Vollmond beschimmert — und denke dann d'ran — wie wir jenseits hinüber über das beleuchtete Wasser blickten — wie eine freundschaftliche Thräne dem Aug' entrang — zum Allvater hinauf . . . Ach! die Tage der Kindheit sind hin — die Tage des Schülers bei beiden auch bald vollendet — bald 's ganze Leben . . . Hier kamst du und unterbrachst mich; ich las das Papier, das du mir gegeben hast; und nun kann ich nicht mehr schreiben . . . fließet Thränen . . .“. Aber es folgt dann doch noch eine tränenreiche Kette von Sterbege danken, Mond- und Gräberphantasien, und zum Schluss, statt alles weiteren die Ermahnung: „Lese in Yorik's Reisen im I. Theil das, wo er beim Grabe des Mönchs war . . .“. Aus solchem Empfindungsüberschwang heraus ist auch der erste dichterische Versuch Jean Pauls entstanden, ein kleiner Roman *Abelard und Heloise* (1781), den er seinem Oerthel zu Liebe aufgesetzt hatte. Das sterbens- und tränenselige Opus kulum, in welchem der Fluss der Sätze gleichsam erstickt wird von der Fülle der seufzenden Gedankenstriche und Ausrufszeichen, trägt das bezeichnende Motto: „Der Empfindsame ist zu gut für diese Erde, wo kalte Spötter sind . . . in jener Welt

nur, die mitweinende Engel trägt, findet er seiner Tränen Belohnung . . .“. In Briefen, die dem Werther abgelauscht sind, wird das unglückliche Lieben und Sterben eines jungen Studenten und einer reichen Kaufmannstochter geschildert. In überschwelltem Siegwart-Ton erzählt Abelard seine erste Begegnung mit Heloise, seine jäh aufflammende Liebe, das erste liebeselige Beisammensein, seinen Abschied von ihr und seine verzehrende Sehnsucht in der Ferne; darauf erfahren wir, wie er die Geliebte, die von seinem Nebenbuhler durch einen Schuss tödlich in den Arm getroffen worden war, auf dem Sterbebette findet und sieben volle Tage ihren Todeskampf bis in die letzten Zuckungen wie seinen eigenen erlebt und erleidet. In dem Schnee über dem Grabhügel seiner Heloise sucht endlich auch Abelard seinen Tod; da ihm aber die Kälte eine zu langsame Waffe ist, so eilt er nach Hause und greift zur Pistole. Das künstlerische Urteil über diese „Räuber-geschichte des Herzens“, deren Motive und Anlage, wie Fr. Ferd. Schneider treffend aufgedeckt hat, getreulich aus dem Siegwart übernommen sind, hat Jean Paul selbst ein halbes Jahr nach der Niederschrift in vernichtender Weise gefällt.

In dieser kurzen Periode seines von Oerthel in ihm entzündeten schwelgerischen Sentimentalismus tritt das seiner Seele eingeborene Verlangen nach dem Infiniten erst als ein blindes und leeres Schweifen des Gefühls hervor, dessen ganzer Inhalt aufging in den modisch empfindelnden Schwärmereien der Zeit. Erst nach dem tiefen Urerlebnis des Todes und der Vernichtung haben seine sehnsüchtigen Schwärmereien jenen magischen Hintergrund erhalten, der ihnen zu Zeiten seraphischen Glanz und jenen unnennbar entrückten Tonfall lieh.

An der raschen und vollständigen Überwindung seiner Sentimentalitätsepoche mag wohl auch sein zweiter und so ganz anders gesinnter und gearteter Freund Joh. Bernhard Hermann mitgewirkt haben, der eben das in Jean Paul bekämpfte, was Oerthel in ihm am höchsten schätzte; zwar stellte sich zwischen den beiden, die in Oerthels Gartenhaus an der Saale sich kennen gelernt hatten und anfänglich ihre genialen Naturen nicht miteinander in Einklang bringen konnten und eher verwundend sich aneinander rieben, erst in späterer Zeit

jene tiefe innere Lebensverbundenheit ein, die noch über das körperliche Dasein hinaus sich bewährte. Der heimliche geistige Kampf, in dem die beiden miteinander lagen, Hermann als Werbender, Jean Paul als Wehrender, wirkte als ein bedeutendes und lebendiges Ferment in Jean Pauls innerem Bildungsprozess. Sein großes Genie der Freundschaft konnte sich Hermann gegenüber erst in allen Tiefen offenbaren, als dessen verzweifelte innere und äußere Notlage aufs höchste gestiegen war, während zu den Zeiten, als in Leipzig seine eigene Bedürftigkeit bereits die Grenzen des menschlich Erträglichem überschritten hatte, er sich in schamvoller Empfindlichkeit dem werbenden Hermann eher verschlossen zeigte. „Ich und du sind ein paar Genie“ schrieb ihm dieser im August 1788, „dies beweist unser gleiches elendes Schicksal und eines von beiden hat uns so zusammengebracht“. Es war ein seltsames Gesetz von Wahlverwandschaft, das die beiden zusammengeführt hat: Hermann konnte sich mit seinem ganzen genialischen Wesen an das Jean Pauls binden, dieser dagegen fand im anderen sich nur mit der einen Seite seiner Zwillingsnatur wieder.

Alle Gefahren und Abgründigkeiten, welche diese schattenwärts gekehrte Seite seines Seelenlebens in sich barg, traten in der Schicksalsgestalt seines Freundes ihm leibhaft vor Augen. Seine innerste Anteilnahme an der Lebensproblematik Hermanns, sein beharrlicher Wille, dessen innere Zerrissenheit zu bekämpfen und auszugleichen, ist daher zugleich ein Stück eigenkräftigster Selbsterziehung. Schon am Anfang ihrer Freundschaft ruft er Hermann, als dieser die Absicht zeigte, sein Studium aufzugeben und bei einem Apotheker in die Lehre zu treten, voll mahnenden Eifers zu: „Stellen Sie sich Ihren künftigen Zustand vor; allein wehren Sie Ihrer Einbildungskraft, ihm Reize beizulegen, die nicht die seinigen sind, und die selten, oft bloß durch das Ungefähr, an ihm wirklich werden. — Sie verlieren ihre Freiheit, die Sie nicht schätzen können, weil Sie sie noch nicht vermisst haben und deren Vortrefflichkeit Sie erst ihr Verlust lehren wird. Die Freiheit ist überhaupt, wie vieles andere, ein Gut, dessen Dasein weniger Vergnügen bringt, als seine Abwesenheit

Schmerzen“. Andererseits aber fühlte er sich immer mehr von dem kühnen, menschenverächterischen Freiheitsdrange Hermanns, von den tollen Flügen seines Geistes, der — wie er ihm einmal schrieb — bloß entweder an den wichtigsten Wahrheiten oder an den erbärmlichsten Sagen sich labte und wie eine Lerche entweder singend über den Wolken schwang oder in einem Dreckloch auf der Erde nistete, im tiefsten seines Wesens gepackt; er verfolgte fasziniert die gefährliche und abenteuerliche Lebensbahn seines Freundes und suchte mit jener seltsam gespannten Herzensteilnahme des Geistesverwandten in die Geheimnisse von dessen exzentrischem Charakter einzudringen. „Ich kann die Universalgeschichte deines fortgerückten Schicksals kaum abwarten . . .“ bekennt er ihm einmal. Er möchte alles über ihn erfahren, was ihm begegnet, was für Gedanken er sich hingibt; er will sogar, wie er ihm scherzhaft schreibt, ihn erzürnen, um dadurch Briefe und Äußerungen von ihm zu empfangen, „wie man den Affen auf dem Kokosbaum toll macht, damit er mit Kokosnüssen um sich werfe“. In dem gleichen Briefe vom 20. Mai 1788 bekennt er: „Ich bin des Teufels, wenn ich nicht einmal deinen ganzen Charakter in einen Roman pflanze: aber bringe mir bei, wie ich dem Leser die Wahrscheinlichkeit deiner Zotenmanie beibringe. Es wird jeder sagen, ich soutenierte den Charakter zu schlecht und zwänge die ungleichartigsten Züge zusammen“.

Die Fülle der ungleichartigen und widerspruchsvollen Züge Hermanns, dieses jugendlichen Leibgeber-Schoppe, lässt sich in der Tat kaum zu einem einzigen und einmütigen Antlitz zusammendenken. Zumal er, wie er Richter selber eingestand, es liebte, sich bisweilen „sogar bei vielen Freunden einer mit Vorsatz erdrechselten Verstellungskunst“ zu bedienen. Zu dieser Verstellungskunst gehörte vor allem sein Zynismus, seine „Zotenmanie“, die nichts anderes waren, als verzweifelte Flucht seiner so verwundbaren hohen seelischen Integrität hinter eine — Fratze. Um sein höchstes Sein zu bewahren, schreckte er selbst vor dem niedrigsten Schein nicht zurück, immer aber dem Zynismus Herzenswärme, dem Zweifel Gläubigkeit vermählend. Denn bei aller inneren und äußern

Wirrnis, in welche ihn die sich innerlichst zerstreitenden Mächte seiner Natur gestürzt haben, war er mit reinem Sinn allein dem wahrhaft Höchsten zugewandt.

Sohn eines armen Zeugmachers, kam er verspätet ans Gymnasium, mit unzulänglichsten Lehr- und Lebensmitteln, seinen häuslichen Fron des Garnspulens und Kinderwartens immer mitschleppend. Mit seinem ganzen brennenden Erkenntniseifer verbiss er sich in naturwissenschaftliche und mathematische Spekulationen. Die leiblichen Entbehrungen und geistigen Anstrengungen in seiner Studienzeit aber waren derart, dass sie seinen ohnehin zartgebildeten Körper tödlich angriffen. Das einzige Jugendglück schenkten ihm die Freundschaftsabende in Oerthels Gartenhaus. Sie sind ihm später in wahrhaft beglückendem Lichte erschienen, auf das er in den verzweifeltsten Tagen seines Lebens geschaut hatte wie auf das Sternenlicht über einem Abgrund: „O lieber, guter Richter,“ schrieb er diesem unmittelbar vor seinem verzweiflungsvollen Ende, „wenn ich mich an die Zeiten erinnere, an die Schuljahre, wo ich mit Dir bis zu Mitternacht auf dem Schlossplatz in Hof spazierte, und bedenke, was ich geleistet haben würde, wenn ich in dem Ton, der uns nur allein die aufrichtigsten Freunde sein ließ, hätte fortfahren können zu existieren; und fühle, was ich jetzt bin, ein durch Hypochondrie und widrige Schicksale zerstörter Menschenkörper, den die Seele bald unter dieser, bald unter jener Erscheinung zu verlassen droht, so wäre es kein Wunder, ich beging die Raserei und käme der letzten Folge des blindscheinenden Schicksals durch einen vorsätzlich freiwilligen Streich zuvor“. Aus dem Gymnasium entlassen, — ein Jahr später als Jean Paul — fand er sich zunächst ganz hilflos und entwaffnet ins Leben geworfen, völlig außerstande abzusehen, was er entschließen und versuchen sollte, um sein inneres Trachten und Träumen in die Wirklichkeit hineinragen zu können. Er erließ ein Zirkularschreiben an alle seine Freunde und Bekannten, worin er sie um Rat für seine künftige Lebensgestaltung bat. Entgegen Jean Pauls eifrigem Widerraten trat er als Adept bei einem Apotheker in die Lehre, um, wie er wähnte, aus chemischen und physikalischen Experimenten und Beobachtungen bei

seinem Berufe die von ihm so ersehnten Einblicke ins Innere der Natur zu erlangen. Enttäuscht nach kurzer Zeit, gibt er alles wieder auf, verlässt Hof und reist nach Leipzig, um Medizin zu studieren. Unter den äußersten Entbehrungen hing er hier seinen naturwissenschaftlichen Studien und Träumen nach. Unter dem Pseudonym „Marne“ veröffentlichte er zwei kleine Schriften: *Über die Mehrzahl der Elemente* und *Über Licht, Feuer und Wärme*. Hingerissen von Jean Paul rang er um dessen Freundschaft wie Jakob mit dem Engel. Er möchte alles tun, um den ganz dem träumerisch weichen Oerthel Hingegebenen für seine eigene wilde Art zu gewinnen. Als Jean Paul von Schulden und Elend gezwungen aus Leipzig wegfloh, griff Hermann beglückt nach der Gelegenheit, sich dem Freund hilfreich zu zeigen, und borgte ihm seine Papiere, damit dieser unbehelligt entkommen möge. Brennend sucht er dort, wo er etwas zu erfahren hofft, sich Nachrichten über das Leben Richters in Hof zu verschaffen. Erst aber als alle Wasser des Elends Hermann bis zum Munde gestiegen waren und er von Leipzig nach Hof übersiedelt war, um nun ein abenteuerliches und verzweifelt Wanderleben zu beginnen, da brannte Jean Pauls Liebe hell auf zu ihm. Aus der Überfülle von dessen Herzen empfing er nun beständige glühende Anteilnahme an seinem Geschick und liebenden Zuspruch. Immer wieder versucht der Freund nun den Zerrissenen und sich Zerstörenden zu sich selber zu führen: „Zu andern muss man sagen: sei was du scheinst; zu dir: scheine was du bist“ ruft er ihm zu und möchte ihn ermannen: „Erdulde noch einmal wie ein Mann das Alpdrücken des Schicksals: es wird dich einmal jemand bei Namen nennen, du wirst die Augen aufschlagen und statt der quetschenden Gespenster die Sonne erblicken . . .“. Oder ein anderes Mal tröstet er den an aller menschlichen Niedrigkeit sich zutiefst Verwundenden: „Möge dir der Traum das geben, was dir die Menschen versagen. Fliehe mit der Phantasie in die Kindheitsauen zurück und vergiss über dem Mondschein der Vergangenheit und vor dem Sternenhimmel der Zukunft die schlagenden Esel in der Stadt . . .“. Aber nicht allein der genialische Geist des Freundes nahm Jean Paul gefangen, auch von dessen hoher leib-

licher Schönheit war er aufs höchste bezaubert. Schon im Jahre 1785 eröffnete er sich Oerthel über Hermann: „Ich werde wohl nicht eher ruhen, als bis ich mich mit ihm verloben dürfen . . .“; und fügte zur Erklärung dieses seltsamen Wunsches bei: „Ich spiele auf die Gewohnheit der Morlakken an, bei denen ein Paar Freunde sich ordentlich kopulieren und feierlich einsegnen lasset. Bei den Griechen war die Freundschaft der Männer oft im eigentlichen Sinne eine Ehe; aber dass das Gesicht mit ins Spiel kam, das tat der Freundschaft gewiss keinen Eintrag. An etwas Körperliches müssen alle unsere Empfindungen sich halten und das griechische Feuer der Freundschaft würde gewiss bei uns noch häufiger sein, wenn es sich noch von der körperlichen Schönheit mitnährte, an dessen Stelle man jetzt lieber Geld und Ehre treten lassen . . .“. Ein anderes Mal vertraute er Hermann scherzhaft an, dass er fast dessen Schwester heiraten würde, wenn er sich nicht schämte, dadurch diesen mitzuheiraten, weil sein und ihr Gesicht eines seien. Doch wie eifrig er auch immer mit Liebe und Zuspruch einzuwirken suchte auf Hermann, der nach einer Zeit abenteuerlichen Vagantentums sich in Erlangen schließlich zum Abschlusse seines Medizinstudiums festgesetzt hatte, er vermochte es nicht, den Freund seiner verzweifelten Lebensstimmung zu entreißen. Jeglicher Mittel entblößt, ein Opfer aller menschenmöglichen Nöte und Entbehungen, hatte es diesen auch in Erlangen nur kurze Zeit gelitten. Nach einer mühseligen Fußwanderung, auf der er von grässlichen Kolikanfällen gemartert worden, landete er schließlich in Göttingen. Obwohl er hier dem äußersten Elend enthoben war durch eine Hofmeisterstelle, die er bei einem ungeschlachten, rohen französischen Grafen gefunden hatte, geriet er nur noch tiefer in seelische Wirrnis hinein und wurde in immer heftigere Selbstqualen und Zerwürfnisse gestürzt. Übermenschliche Anstrengungen, Krankheit, wilde Sehnsüchte, ein titanidenhaftes Hochhinausstreben, verzweifelter Menschenhass und Überdruß brachten ihn dem Wahnsinn und Selbstmord nahe. Sein Werk, auf das er einst alle Hoffnungen gesetzt, eine Art von Enzyklopädie, an der er ein Jahr Tag und Nacht gearbeitet hatte, entreißt er plötzlich auf die desperateste Weise den Händen

des Druckers, weil es ihm mit einemal nährisch erscheint^a und er wöhnt, es könne ihm bloß den Ruhm eines Cagliostro oder Swedenborg einbringen. Dem Freund, dem er dieses anvertraut, gesteht er: „Und mein aufrichtiges Geständnis dabei ist: Es ist leicht von der Liebe zur Wahrheit auf Enthusiasmus, von da auf Schwärmerei, und von da auf eigentliche Narrheit zu geraten“. Immer mehr vergrub er sich in seine innere Zwiespältigkeit, bis er alle Orientierung im wirklichen Leben völlig verlor, Phantasie und Gedächtnis sich ihm verwirrten. Schwankend glitt er von Beschäftigung zu Beschäftigung; wandte schließlich sich der von ihm früher verpönten praktischen Medizin zu, warf unlustig aufgewühlt sich auf Musik und Sprachen. Seinen letzten verzweiflungsvollen Brief, den er im Februar 1790 an Jean Paul schrieb, war er nicht mehr imstande zu vollenden; er musste die Feder weglegen und wie er noch angab eine „freierte Minute“ abwarten. Er fand sie aber nicht mehr. Am 3. Februar 1790 war Hermann in Göttingen gestorben.

* * *

Ehe aber der Schmerz über diesen Toten die Freundesseele Jean Pauls im Tiefsten aufriss, hatte er das Leid in aller Schwere und Bitternis über einen andern nicht minder geliebten Toten erfahren müssen.

Oerthel, der immer Hilfsbereite und Aufopfernde, der während Jean Pauls Elendstagen in Leipzig ihn immer noch über Wasser gehalten, der bis in eigene Bedrängnis hinein dem Freunde sein Geld hergegeben und ihm bis tief in die Nächte, trotz seiner schwindstüchtigen Brust, Berge von Manuskripten ins Reine geschrieben hatte, der ihm auch nach der Flucht aus Leipzig in Hof über die bitterste Armut hinweggeholfen und ihm schließlich auf dem Gute seines Vaters in Töpen eine Hauslehrerstelle als letztes ¹⁸Refugium verschafft hatte, Oerthel war nach langem, todsehnsüchtigem Siechtum am 13. Oktober 1786 gestorben. Dieser Verlust seines geliebten Freundes, dem er einst aus der Überfülle des Herzens bekannt hatte, dass er der einzige seiner Seele sei, der, welcher ihn am besten kenne und bei dem er allein das Fade, das Oberflächliche, Unmit-

teilende und Zusammenengende des Umgangs nicht fühle hatte Jean Paul im Tiefsten erschüttert, wiewohl er lange schon den Schatten des Todes immer dunkler über den Hinsiechenden sich hatte neigen sehen. Ja, bereits im Jahre 1785 hatte er dem Freunde in einem Briefe mit seltsam trauerbeschwingtem Humor vorgestellt, welchen Nachruf er ihm dereinst widme, wenn er seinen Briefwechsel mit ihm veröffentlichen werde. Dann sollen dem Jugendgefährten, der so gerne die Ewigkeit als seine Schwester angesprochen habe, die Worte nachtönen: „O, entfernter Freund! Wie oft erhoben deine Briefe mein Herz, das der Tugend wenig mehr zu geloben imstande ist als Entschlüsse! Wie oft erwärmte es deine Menschenliebe! Wahrhaftig, wenn dein elender Körper eine bewegliche Leiche war, so war dein Geist eine Begräbnislampe, die das ewige Feuer der Griechen enthält“.

Für ein ganzes Vierteljahr unterbricht Jean Paul nach Oerthels Tod seine vielfache Korrespondenz, er versinkt in vollkommenes Schweigen, kein unmittelbares Zeugnis enthüllt den Trauergrund seiner Seele. Auf dem Gute von Oerthels Vater in Töpen, die Erziehung von dessen jüngstem Sohne führend, verbrachte er das verdunkeltste Jahr seines Lebens. Das Satirenschreiben, dem er bis dahin ausschließlich und ausschweifend gefrönt hatte, gibt er fast vollständig auf und bessert nur noch an den schon lange geschriebenen Teufelspapieren aus, für die er nach langwierigsten Bemühungen schließlich einen Verleger fand. In seltsamer Hypochondrie und in „kranken Erholungsstunden“ übersetzte er zwei Briefe über den Selbstmord aus der *Nouvelle Héloïse*. Seine Lektüre bilden Rousseau, Herder, und vor allem die Stoiker. Nachdem er im Frühling 1789 wieder zu seiner Mutter nach Hof gezogen war, begann sich langsam ein neues satireloses Gefühl in seinen Ausarbeitungen, ja auch in seinen Briefen Bahn zu brechen. Er schrieb eine Reihe von ernsthaften Aufsätzen, die er an Wieland und an Herder schickte. Wenn sie auch nicht abgedruckt wurden, so brachte ihm doch die Abhandlung: *Was der Tod ist* den innigen Beifall und den ermutigenden Zuspruch von Caroline Herder ein. Immer mehr ermattet während jener überschatteten Zeit in ihm die früher so unge-

bändige Lust, seine Briefe mit den Kaskaden seines Witzes zu durchsprühen, und wo er es versucht, da mischt sich in seinen Witz ein schmerzlicher und weltflüchtiger Unterton. Eine erdenferne Sehnsucht, sich über die gefühlten Nichtigkeiten des Daseins, über die Schattenfabel des wechselnden Lebens zu erheben, erwacht immer stärker in ihm. Einem Stammbuche vertraute er damals die beschwingten, seine ganze Lebensstimmung wiedertönenden Worte an: „Wie einer, der die Sonne untergehen sah, von Hügel zu Hügel klettert, um ihren Untergang noch einmal zu sehen, und wie jede neue Höhe ihm den Untergang wiederholet: so ziehet der arme Sterbliche von Hoffnung zu Hoffnung und tritt höher, um von Freuden, die untergesunken, noch einmal Strahlen ins Angesicht zu bekommen und ihren Untergang weniger zu verschieben als zu verdoppeln . . . Tritt höher und stoße die Erde zurück: so geht keine Freude und keine Sonne mehr unter, sondern beide *stehen*. Diese 14 Zeilen hab' ich gemacht, nicht um Sie an mich — sondern um mich an Sie zu erinnern, wenn ich in der Abendsonne spazieren gehe und an die Menschen denke, die ihr und ihrem Abschied ähnlich“.

In diesen Tagen einer von Empfindungssucht nicht ganz freien Lebenswehmut traf ihn die erschütternde Schmerznachricht vom Tode seines Hermann. Da wurde die geträumte Wehmut zum tiefen Lebensweh vor der vernichtenden Schicksalsgewalt. Das Ungeheure und Rätselhafte der Flüchtigkeit und Ewigkeit hatte mit seiner ganzen dunklen Macht und für immer von seiner Seele Besitz ergriffen. Sein Schmerz über den toten Freund ist so lebensstief, dass er seinen Nächsten gegenüber ihm kaum zum Worte zu verhelfen vermag. Einem Freunde in Schwarzenbach schrieb er: „. . . Als mein Bruder starb, glaubt' ich nicht, dass noch ein Tag kommen könnte, der das Herz mehr zerquetschte; aber der Tag kam, Hermann starb an seiner mit einem Steckfluss beschließenden Hypochondrie, mein von der Natur geliebter, vom Glück gehasster Freund. Ruhe sanft aus von den Stößen des Glücks, von der Ungerechtigkeit der Höfer, für deren Stipendien du nicht reich und dumm genug warst, und von den Foltern eines hypochondrischen, verwitternden Körpers . . . lernen Sie nie den Werth

der Freunde durch ihren Verlust empfinden“. Christian von Oerthel aber, seinem Schüler, dem jungen Bruder seines verstorbenen Freundes, klagt er mahnend: „Gleichwohl, so sehr mein Buch und meine Lehrstelle meinem irdischen Fortkommen Wind und Segel geben . . . so gefällt mir diese Erde wenig mehr, in der meine zwei innigsten Freunde modern . . . die Hypochondrie nahm ihn (Hermann) uns und gab ihn dem Himmel und Ihrem Bruder wieder. So sinken einem alle Gefährten aus der Morgenröthe des Lebens ein und man steigt in sein Grab einsam und ohne Begleiter . . . o seien Sie recht gut, recht sanft, fliehen Sie den eiternden Krebs alles Edeln und prägen Sie die Gestalt Ihres Bruders, die ihr Körper trägt, auch Ihrer Seele ein: damit wenn ich einst sein Grab suche und es leer finde und sein edles Herz verstäubt in Blumen wächst, ich ihn in seinem Bruder vom Tode auferstanden umarme und vergesse, was mir fehlet . . .“

In dieser Zeit auch hatte sich sein freundschaftlicher Verkehr, den er schon von den Jugendtagen an mit Christian Otto, dem Sohne des Archidiakonus in Hof, gepflogen, ohne dass aber eine tiefere innere Vertrautheit zustande gekommen wäre, zu einem wahren Herzensbündnis ausgewachsen. Trotzdem, oder vielleicht gerade weil dieser Freundschaft Jean Pauls der genialische Zug gefehlt hat, der in seinem Verkehr mit Oerthel und Hermann lebte, ist sie bis an sein Lebensende fest und unerschütterlich geblieben. Otto war weniger eine volle Natur, als ein Charakter; ein Eckermann ohne dessen fromme Verehrungsbereitschaft, tüchtig und dienstfertig; Treue, Solidität und Verlässlichkeit waren seine hervorstechendsten Eigenschaften. In ihm hatte Jean Paul jenen Vertrauten gefunden, dem er sich unbedingt und in jeder Lage eröffnen konnte, den männlichen Freund, den er als seinen Berater, als seine rechte Hand schätzte und liebte und vor dem er sich, wie es sein innerstes Bedürfnis war, rückhaltlos ausströmen und verschwenden konnte. Er hat an Christian Otto keine mittönende und mitstreitende Stimme, dafür aber ein zärtliches Echo geliebt, keinen mitschaffenden Geist, dafür aber ein offenes Ohr und offeneres Herz Zeit seines Lebens aufs höchste wert gehalten.

Nachdem Jean Paul im Frühjahr 1790 nach Schwarzenbach übersiedelt war, wohin seine dortigen freundschaftlichen Gönner, der Amtsverwalter Clöter, der Pfarrer Völkel und der Aktuaris Vogel ihn als Lehrer ihrer Kinder gezogen hatten, war er endlich und für immer nun seinem drückenden Armutsleben entrissen. Die innere Bildung der ihm anvertrauten Kinder zu bewachen und zu betreuen wurde ihm zur innersten Angelegenheit seines Herzens. Trotz seiner hingebenden Lehr- und Erziehfreude aber durchlebte er eine Zeit tiefster seelischer Bewegtheit. Durch die Erschütterung, die ihm der ungeheure Blick in das unendliche und zeitlose Ewigkeitsland des Todes gebracht hatte, als ihm seine beiden Freunde starben, wurden die Fesseln, welche so lange die tiefsten Kräfte seines Innern gebunden gehalten hatten, mit einem Male zerrissen. Die ganze verhaltene Gewalt seines Gefühls entstürzte in ihm wie ein entfesselter Strom. Unter den erschütternden Schmerzen wurde sein innerster Mensch in ihm erlöst und geboren. Seine Seele fand sich gleichsam nackt und zitternd an das Ufer geworfen, an dem sich Ewigkeit und Flüchtigkeit scheiden. Zu dem Unendlichen, dem seine in sich schwingende Seele, über sich hinauslangend, zustreben will, trat nun das Urrätsel von Tod und Vernichtung in einen magischen Zusammenhang. Jene seltsamen Augenblicke, die ihn schon früher heimgesucht hatten, Augenblicke, in denen ihm aus der urtümlichen Anlage seines Wesens heraus mit rätselhaftem Grausen sein Ich im eigenen Spiegel entgegengetreten war, hatten nun durch die Idee des Todes und der ewigen Auslöschung einen neuen, ungeheuren Inhalt bekommen. Zu dem Selbstporträt aus jener Zeit, das er von sich in den Briefen an Karl Philipp Moritz entworfen hatte, und das diesem die Seelenstimmung erläutern sollte, aus der die unsichtbare Loge entstanden war, fügte er den tief bedeutsamen Zug bei: „Ich habe Stunden, nicht Tage, wo Ottmarische Ideen mich niederfallen; und in dieser Verfinsterung hab ich kein Licht als das Angesicht eines Menschen, das zweite Ich hebt meines und das fremde Leben wächst in meines“. Alles Irdische entschwand ihm zu einem Nichts; eine dunkle metaphysische Angst ergriff ihn in seiner Icheinsamkeit vor der Stummheit

von Zeit, Tod und Ewigkeit. Zwei Tagebucheintragungen aus jenen Tagen lassen das gewaltige seelische Geschehen, das ihn aufwühlte, erahnen und in Tiefen blicken, die Worte auch nicht einmal mehr anzudeuten vermögen: 15. November 1790, . . . „Wichtigster Abend meines Lebens: denn ich empfand den Gedanken des Todes, dass es schlechterdings kein Unterschied ist, ob ich morgen oder in 30 Jahren sterbe“. 16. November, . . . „Ich richte mich wieder auf, dass der Tod das Geschenk einer neuen Welt sei und die unwahrscheinliche Vernichtung ein Schlaf . . .“.

Was Jean Paul an diesem „wichtigsten Abend seines Lebens“ und am darauffolgenden Tage erlebt hatte, ist von wahrhaft symbolischer Bedeutung für seine ganze geistige Gestalt. In dem ungeheuren Rhythmus von Vernichtungsschau und Ewigkeitshoffnung, von irdischem Schattendasein und lichtmächtigem Jenseitsleben, von dunkler Traumfabel und Erwachen zu ewigem Morgen offenbart sich das ganze Seelentum Jean Pauls. Aus der inneren Spannung, aus der lebendigen Dynamis dieser Pole seiner inneren Welt, ist die neue Welt seiner Dichtungen gewachsen. Sie hat aber erst entstehen können, als durch das gewaltige Erlebnis des Verlustes seiner Geliebtesten, zu dem seiner Seele eingeborenen Urrhythmus von erd- und ichwärts gerichteter und über sich hinaus dem Unendlichen zufliegender Bewegung, zu dem Wechsel von Aufflug und Niedersturz der *Tod als magischer Hintergrund* getreten war. Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, Hoffnung auf eine jenseitige göttliche Ewigkeit, das wurde ihm nun zum Fundament aller Welt- und Lebensbetrachtung. Gott, Ich, Unsterblichkeit — diese drei Donnerworte hatten an sein Ohr geschlagen und sind ihm nie mehr entschwunden; sein Werk ist nur eine ewige Paraphrasierung derselben.

Unsterblichkeit — aus welches Dichters Mund ist je dieses Wort beseelter und beseligender erklungen, als aus dem Jean Pauls? Wann immer er, bis zu den letzten Tagen seines Lebens, seinen Dichtergeist zu philosophischem Schauen zwang, so ging es ihm im Letzten doch darum: aus der ursprünglichen Lebensstatsache des menschlichen Glaubens, Fühlens und Hoffens die Unsterblichkeit zu erweisen. Auf der Mittagshöhe

seines Lebens hat er *Das Kampaner Thal oder über die Unsterblichkeit der Seele* geschrieben, jene Dichtung, in welcher der Zauberfall seines Wortes am reinsten strömt und im lichtesten Glanze verschwebt; in den letzten Tagen seines Lebens, als letztes Werk, hat er wieder an sie angeknüpft und sie in der *Selina* fortgeführt, denkend, sinnend und spekulierend nun über die Unvergänglichkeit, die er früher aus der Überfülle seines Herzens in Gesichtern, Gefühlen und Tönen erlebt und verkündet hatte. Es liegt etwas überwältigend Gleichnishafte darin, dass die *Selina* unvollendet geblieben ist: denn, wie hätte er je mit seinen Gedanken über das Leben über den Tod hinaus zu Ende kommen können, da er ja die Flamme seines Lebens und Dichtens einzig mit dem Glauben und Fühlen der Unsterblichkeit hatte unterhalten können?

Das erlauchteste dichterische Symbol von Jean Pauls Unsterblichkeitsglaube ist in der *Klage ohne Trost*, in dem Schlusskapitel des Kampaner Tals, mit wundervoller Einheit von Bild, Sinn, Wort und Klang gestaltet. Nach einem düsteren Gemälde des Todes und der ewigen Vernichtung, nach der quälenden Ausmalung einer mit den Knochen zertrümmerter, zerfallener Menschen bestreuten Erde, auf welcher das menschliche Augenblicksleben voll Tränen, Schmerz und Liebe von der würgenden Schlange der Ewigkeit zermalmt wird, nach einer trostlosen und verzweifelten Klage eines Liebenden über seine totgeglaubte Geliebte, ersteht plötzlich in einem zauberhaft beseligenden Umschwung ein erlösend tröstendes Bild aller Erden- und Todesüberwindung. Die einst totgeglaubte Geliebte, die hohe Lichtgestalt Gione, entschwebt in der angeseilten Gondel einer leuchtenden Montgolfiere über das Kampaner Tal, die Pyrenäenhäupter, die dunkle Erde, geblendet und gewiegt vom Mond- und Sternenschimmer der unendlichen blauen Nacht, allem Irdischen in magischer Fahrt entfliegend, um im „Schlummer dieses Lebens“ der Seele die Traumahnungen des ewigen zu öffnen: „Sie ging einsam wie eine Himmlische empor unter die Sterne — die Nacht und die Höhe warfen ein Gewölke über die aufziehende Gestalt — ein oberes Wehen wiegte die blühende Aurora und deckte mit der schwankenden Göttin ein Sternbild ums andere zu. Plötz-

lich trat ihr fernes erhöhtes Angesicht in einen hellen überirdischen Glanz hinein; es stand leuchtend wie das eines Engels, im Nachtblau gegen die Sterne erhoben! Wilhelmi und Karlson ergriff ein ungewöhnlicher Schauer, ihnen war, als sähen sie die Geliebte wieder von sich ziehen, vom Flügel des Todesengels getragen. Der Mond hinter der Erde, der seine Strahlen früher hinauf an die Sterne als herunter auf die Erdenblumen warf, hatte sie so himmlisch verklärt . . .“.

Auch was Jean Paul immer wieder über alle dumpfen Erden-schatten empor in den schwimmenden himmlischen Äther hinaufgezogen hat, war die leuchtende Montgolfiere seines Glaubens an die Unsterblichkeit der Seele. Liegt nicht ein seltsam überzeugendes Gleichnis von Jean Pauls seelischer Weltverhaltensweise im Bilde der Montgolfiere eingeschlossen, die breit, aus fast stofflosem Gewebe, bunt und phantastisch bemalt, in Weltkugelform durch ein inneres Feuer aufgeschwellt und schwankend über dem Erdboden nach seligen Sternengefilten entrückt wird, und die, nachdem sie in der durchsichtigen Ätherhöhe ihre Wärme verstrahlt hat, wieder zur Erde fallen muss — in ihrem Zusammensturz eine komische Gebärde der Ohnmacht und Begrenzung — um von neuem, mit neuem Feueratem erfüllt, in himmlische Höhen zu steigen, um wiederum zu Boden zu sinken . . . und so bis zu einer letzten und ewigen Fahrt . . . ?

Die gewaltige Antithese von ewiger diesseitiger Vernichtung und ewigem jenseitigem Leben, auf den letzten Seiten des *Kampanerthales*, die Gegenüberstellung des in der Zeitlichkeit herrschenden Sterbens und Vergehens und der Fortdauer der aller Zeit entrückten Seele, dieser Urantagonismus von Jean Pauls Weltgefühl, dessen vielfältiger und mächtiger Lebensgehalt sich natürlich nicht begrifflich fassen lässt, bricht zum erstenmal deutlich und scharf in jenen kurzen, aber um so untergründigeren Tagebucheintragungen vom 15. und 16. November 1790 hervor. Jener Abend, den er als den wichtigsten seines Lebens angesprochen hatte, an welchem er den Gedanken des Todes, der Nichtigkeit alles Lebens in der Zeit empfunden und schauernd erkannt hatte, „dass es schlechterdings kein Unterschied sei, ob er morgen oder in 30 Jahren sterbe“, jener

Abend und der darauffolgende Tag, wo er sich wieder aufrichtet an der leuchtenden Vorstellung der Unsterblichkeit, an dem heiligen Glauben, dass der Tod das Geschenk einer neuen Welt sei und die unwahrscheinliche Vernichtung nichts anderes als die dunkle Zäsur zwischen dem Traum des Lebens und dem Erwachen zur Ewigkeit, diese beiden Tage bilden in ihrem erschütternden Erlebnisgehalt ganz deutlich jene Grundantithese Jean Pauls, die wir in ihrer höchsten dichterischen Sprachgestalt, in dem symbolischen Schlusskapitel des *Kampaner Thales* aufzuzeigen versucht haben.

In die Mitte des Jahres 1790 nun fällt auch der erste wahrhaft dichterisch seherische Ausdruck Jean Pauls, der erste Versuch, die überwältigende Vision einer großen Minute in Wortgestalt zu fassen. Es ist ein Gedicht in lohender Prosa, ein fiebriger Angsttraum: *Des toten Shakespeares Klage, dass kein Gott sei*. „Der erste Entwurf fuhr mir mit Grausen vor der Seele vorbei und bebend schrieb ich's nieder . . .“ bekannte er damals einem Freunde. Diese Dichtung, die er Herder zugeschickt hatte und die in dessen Nachlass aufgefunden wurde, ist die Urfassung der gewaltigsten von Jean Pauls Visionen, der *Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, dass kein Gott sei*, jener Traumschau, für welche die Titanide Charlotte von Kalb in überbordender Begeisterung nur den Ausruf: „Michel Angelo“ finden konnte. In diesem Nachtstück schlägt der metaphysische Alp, der seit dem Erlebnis des Todes seiner Freunde auf ihm lastete, sich in Worten und Gesichtern nieder. Bereits diese erste, echt dichterische Konzeption beruht ganz auf den am Urgeheimnis des Todes sich scheidenden Gegensätzen von Weltverzweiflung und Weltentrückung. Es kann der Tod, die unwahrscheinliche Vernichtung, nichts anderes sein als das Geschenk einer neuen Welt, einer göttlichen Seligkeit: um sich in diesen Glauben zu retten, ja, die heilige Notwendigkeit desselben zu fühlen, zu schauen, zu ergreifen, will Jean Paul das furchtbare Erwachen der Toten vor Augen führen, die auferstehen in einem ungeheuren stummen Nachtchaos, und erfahren, dass kein Gott sei und sich anheimgeworfen finden an eine sinn- und gottlose, ewig sich wiederkäuende Ewigkeit. Das Erwachen aber aus diesem Traum und

der Blick in die Sonne Gottes bringt die selig entrückte Gewissheit seines Daseins und seiner väterlichen Huld. Diese Gewissheit ist nicht einmal ausgesprochen, das Grauensbild eines gottlosen, gebärenden und vernichtenden Weltenungeheuers soll den Menschen zurückwerfen in die Trostgründe des Glaubens.

Einmal verwachsen und vermählt mit der Idee des Todes, konnte sein Blick die irdischen Dinge nicht mehr ungetrübt betrachten, vom magischen Lichte des Thanatos beleuchtet verwandelte sich ihm alles diesseitige Leben zur Schattenfabel, deren irrendes Auf und Ab er nur mit der Wehmut des Humors und der Bitternis der Satire anzuschauen vermochte. „Ich will mit geringern Schmerzen die Unsterblichkeit als die Gottheit leugnen: dort verlier' ich nichts als eine mit Nebeln bedeckte Welt, hier verlier' ich die gegenwärtige, nämlich die Sonne derselben: das ganze geistige Universum wird durch die Hand des Atheismus zersprengt und zerschlagen in zahllose quecksilberne Punkte von Ichs, die blinken, rinnen, irren, zusammen und auseinander fliehen, ohne Bestand und Einheit. Niemand ist im Universum so allein als ein Gottesläugner — er trauert mit einem verwaisten Herzen, das den größten Vater verloren, neben dem unermesslichen Leichnam der Natur, den kein Weltgeist regt und zusammenhält, und der im Grabe wächst und trauert so lange, bis er sich selber abbröckelt von der Leiche,“ heißt es in dem Vorberichte zu der im Siebenkäs zur Rede des toten Christus umgearbeiteten Klage des toten Shakespeare.

WALTHER MEIER